

Neuro-Romantik? Der Liebesdiskurs unter Einfluss der Hirnforschung

Klinkert, Carola

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Klinkert, C. (2012). Neuro-Romantik? Der Liebesdiskurs unter Einfluss der Hirnforschung. *Soziologiemagazin : publizieren statt archivieren ; Sonderheft, 2*, 138-151. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-401241>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>



Neuro-Romantik?

Der Liebesdiskurs unter Einfluss
der Hirnforschung

von Carola Klinkert

Im folgenden Beitrag wird versucht, die Liebe als ein diskursives Phänomen zu begreifen, das als solches auf gesellschaftlichen Wissensvorräten basiert und sich historisch wandelt. Die gegenwärtigen Leitsemantiken der romantischen und der sachlich-partnerschaftlichen Liebe wurden mit dem medialen Erfolg der Neurowissenschaften konfrontiert und neu verhandelt. In diesem interdiskursiven Zusammenhang zeigt sich die Notwendigkeit der Integration verschiedenster Wissensfragmente zu einer allgemein verständlichen Erzählstruktur. Basierend auf einer wissenssoziologischen Diskursanalyse, erweitert um die Methode der Metaphernanalyse und das Konzept des Interdiskurses, zeigt die folgende Analyse, dass in populärwissenschaftlichen Publikationen auf theoretische, vor allem aber auf symbolische Mechanismen der Wissensintegration zurückgegriffen wird. Diese Perspektive ermöglicht einen kritischen Blick auf die dem Diskurs zu Grunde liegenden kulturellen Legitimationsmuster und deren unausgesprochene Implikationen.

1. Einführung und Überblick

In den letzten zehn Jahren konnte man sich des Eindrucks nicht erwehren, die Hirnforschung würde zur Leitwissenschaft avancieren. Ob es um die menschliche Willensfreiheit, Unterschiede zwischen den Geschlechtern, Empathie oder gar Religiosität ging – sämtliche Phänomene menschlichen Zusammenlebens wurden unter neurowissenschaftlichem Vorzeichen neu verhandelt. Diese Tendenz weitet sich bis in die privaten Lebensformen aus, so dass heutzutage kein Liebes- oder Partnerschaftsratgeber auf die ‚neuesten Erkenntnisse der Hirnforschung‘ verzichtet. Der vorliegende Beitrag thematisiert die öffentliche Diskussion des Liebesbegriffs unter den Bedingungen einer veränderten Wissensgrundlage und basiert auf der gleichnamigen Diplomarbeit (Klinkert 2012). Darin wurden populärwissenschaftliche Publikationen zu Paarbeziehungen untersucht, die sich dezidiert mit Liebesbeziehungen und deren neurowissenschaftlichen Erklärungen beschäftigen. Die wissenssoziologische Diskursanalyse in Anschluss an Reiner Keller (2006, 2008), erweitert um den Begriff des Interdiskurses (Link 2006) und die Methode der Metaphernanalyse (Kruse/Biesel/Schmieder 2011), stellen dabei das Forschungsprogramm dar. Die empirische Analyse erfolgte nach den Codier-Richtlinien der *grounded theory* (Strauss/Corbin 2010 [1996])

und widmete sich der zunächst offenen Forschungsfrage, welcher Liebesbegriff in diesen Medien etabliert wird und wie neurowissenschaftliche Wissensbestände mit traditionellen Semantiken verknüpft werden.

Es stellt sich also *erstens* die Frage, wie Liebe als diskursives Phänomen begriffen werden kann und welche historischen Semantiken dazu erforscht wurden. Des Weiteren ist der diskursanalytische Rahmen zu entfalten, innerhalb dessen *zweitens* die Neurowissenschaften als Wissensreferenzen des medialen Liebesdiskurses fungieren. Was sind Gründe für den ‚Neuro-Boom‘ seit den 1990er Jahren und was macht die Hirnforschung so interessant für die öffentliche Wahrnehmung? Ihr Einfluss auf Konzepte von Liebe, Paarbeziehung und Geschlecht wird im *dritten* Punkt näher beleuchtet, bevor *viertens* auf die metaphorischen Mechanismen der Integration von Wissensbeständen eingegangen wird. Die These lautet, dass die Hirnforschung weniger aufgrund ihrer empirischen Erklärungskraft konsultiert wird, als dass sie vielmehr aufgrund ihrer symbolisch-metaphorischen Anschlussfähigkeit so attraktiv für populärwissenschaftliche Abhandlungen ist.

2.1 Liebe als diskursive Konstruktion

Um die Liebe als soziologischen Gegen-

stand auffassen zu können, bedarf es zunächst einiger Eingrenzungen. Für eine Wissenschaft des Sozialen sind es weniger die subjektiven Gefühlslagen als die interaktiven und kommunikativen Aspekte der Liebesbeziehung, die untersucht werden. Des Weiteren siedeln sich die hier vorgestellten Ansätze auf der Ebene der kulturellen Programme und Diskurse und nicht der sozialen Alltagspraxis an (vgl. Lenz 2006: 265ff.). Im Anschluss an die Klassiker des Fachs Max Weber und Georg Simmel (vgl. Burkardt 1998: 30ff.) hat Niklas Luhmann in seiner Studie „Liebe als Passion“ (2010 [1982]) diese Wendung am konsequentesten vollzogen, indem er Liebe als kommunikativen Code bzw. als symbolisch generiertes Kommunikationsmedium konzipierte. „Das Medium Liebe ist selbst kein Gefühl, sondern ein Kommunikationscode, nach dessen Regeln man Gefühle ausdrücken, bilden, simulieren, anderen unterstellen, leugnen und sich mit all dem auf Konsequenzen einstellen kann, die es hat, wenn entsprechende Kommunikation realisiert wird“ (ebd.: 23). Die gesellschaftliche Liebessemantik leitet also die Ausgestaltung von Intimbeziehungen an, indem sie einen spezifischen, sich historisch wandelbaren Deutungsraum eröffnet. Wiederum in Anschluss an Luhmann etablierte sich in der Soziologie und Literaturwissenschaft ein breiter Forschungsansatz zum romantischen Liebesideal, das im Laufe des 20. Jahrhunderts zu einem kulturel-

len Leitmotiv der bürgerlichen Gesellschaft avancierte. Nach Lenz (2006: 218ff.) zeichnet sich diese Vorstellung durch die Einheit von sexueller Leidenschaft und affektiver Zuneigung aus und ist gekoppelt an die sozialen Formen der Ehe und der Elternschaft. Die Umwelt verliert gegenüber der grenzenlos steigbaren Individualität der Liebenden an Bedeutung und Werte der Dauerhaftigkeit und Aufrichtigkeit dominieren die Beziehung. Zudem kommt ein androgynes Idealbild auf; die Individuen stehen sich nicht als Mann und Frau, sondern als Menschen gegenüber. Nach seiner idealisierenden Ausformulierung im literarischen Diskurs des 18. Jahrhunderts erfolgte die praktische Realisierung des romantischen Liebesideals in einem diskontinuierlichen Prozess mit „Tendenzen der romantischen Steigerung [...] und des Verlusts romantischer Sinngehalte“ (Lenz 2005: 253f.). Die Durchsetzung der Norm der Liebesheirat ist ein deutliches Zeichen dafür, dass kulturelle Semantiken sich auch auf die Ebene des gelebten Beziehungsalltags auswirken, während die starke Polarisierung der Geschlechtscharaktere im bürgerlichen Zeitalter gegen die Realisierung des literarischen Androgynitätsideals in der Liebe spricht (vgl. Lenz 2006: 280f.). Ende des 20. Jahrhunderts etablierte sich die Vorstellung einer partnerschaftlichen Liebe, die mit Normen der Gleichberechtigung, Gerechtigkeit und einer Tauschrationalität

einherging (vgl. Leupold 1983, Koppetsch 1998). Auch dieses Modell wurzelte im literarischen Diskurs der „Neuen Sachlichkeit“, realisierte sich aber ungleich schneller auf der Ebene des Beziehungsalltags, so dass es gegenwärtig neben der romantischen Konzeption „eine gleichwertige Rolle im semantischen Apparat des Liebessystems“ spielt (Reinhardt-Becker 2005: 311). Anthony Giddens postuliert nach einem „Wandel der Intimität“ (1993) sogar das Ende des romantischen Liebesideals. Festzuhalten bleibt, dass es sich bei der kollektiven Vorstellung von Liebe um ein historisch wandelbares Konzept handelt, das eng mit gesamtgesellschaftlichen Strukturen und Prozessen zusammenhängt und sich aus verschiedenen Wissensquellen speist. Ähnlich dem Geschlecht kann auch die Liebe als eine Wissenskategorie begriffen werden (vgl. Braun/Stephan 2009).

In der Analyse von Liebes-, Ehe- und Beziehungsratgebern seit den 1950er Jahren, wie sie im Teilprojekt O „Transzendenz und Gemeinsinn in privaten Lebensformen“ des Dresdner Sonderforschungsbereichs 804 durchgeführt werden (vgl. Scholz 2011), zeigt sich deutlich eine Tendenz der zunehmenden Verwissenschaftlichung der Liebeskonzepte. Der Trend der Ausdifferenzierung und zunehmenden Spezialisierung von ExpertInnenwissen in einer „Wissens- und Wissenschaftsgesellschaft“

(vgl. Knoblauch 2005: 267ff.) wird begleitet von einer Marginalisierung literarischen Wissens in öffentlichen Abhandlungen. Das Ideal der objektiven, quantifizierenden Naturwissenschaften sorgt des Weiteren für eine Verdrängung geisteswissenschaftlicher Wissensbestände in der Öffentlichkeit. Nach einer Phase der „Psychologisierung des Alltagsbewusstseins“ (Mahlmann 1991) seit den 1970er Jahren lässt sich für die mediale Verhandlung von Liebe, Gefühlen und Geschlecht in der letzten Dekade verstärkt eine Verschiebung der Deutungsmacht in Richtung der Bio- und Neurowissenschaften feststellen. Zudem differenziert sich besonders in den 2000er Jahren ein populärwissenschaftlicher Publikationssektor aus, in dem neben klassischen Ratgebern vor allem Sachbücher, oft mit ähnlich normativem Unterton, zirkulieren.

2.2 Die Neurowissenschaften und die Metaphorik des Wissens

Im Überschneidungsgebiet zwischen liebessemantischem und neurowissenschaftlichem Diskurs in der medialen Öffentlichkeit sind begriffliche Präzisierungen im Programm der wissenssoziologischen Diskursanalyse Kellers vorzunehmen. In Anschluss an Foucault (2007 [1974]) lässt sich der Gegenstand als eine diskursive Formation beschreiben, die sich als Macht-Wissens-Konfiguration historisch wandelt und Regeln der Wis-

sensgenerierung diskursiv erzeugt. Dies kann Aufschluss darüber geben, wie sich hegemoniale Diskurspositionen zum Beispiel innerhalb des wissenschaftlichen Sektors ergeben, wie sich diese äußern und welche Aspekte dabei im Verborgenen bleiben. Allerdings bleibt Foucault in seinen Analysen auf historische Spezialdiskurse beschränkt, womit er gegenwärtige Aushandlungsprozesse und den viel umfangreicheren, alltagssprachlichen Diskurs vernachlässigt (vgl. Link 2006: 409). Aus der Gegenüberstellung von Spezial- und Elementardiskursen entwirft Jürgen Link das Konzept des Interdiskurses. Damit sind jene Bereiche gemeint, in denen „interferierende, koppelnde, integrierende Quer-Beziehungen zwischen mehreren Spezialdiskursen“ (Link/Link-Heer 1990: 92) hergestellt werden. Die Funktion des Interdiskurses liegt also in den „selektiv-symbolischen, exemplarisch-symbolischen, also immer ganz fragmentarischen und stark imaginären Brückenschlägen über Spezialgrenzen hinweg für die Subjekte“ (Link 2006: 412). Die populärwissenschaftlichen Medien sind Teil dieses Interdiskurses und institutionalisieren sich zunehmend (z.B. Zeitschriften, Sachbücher, Professionalisierung des Wissenschaftsjournalismus). Darin zirkuliert wissenschaftliches Fachwissen, wird an bestehende kollektive Wissensbestände angepasst und in eine allgemein verständliche Sprache übersetzt. Bas Kast versuchte in seinem

Buch über die Liebe beispielsweise, „die Ergebnisse aus den Labors der Leidenschaft so zusammenzufügen, dass sie sich möglichst auch für unser eigenes Liebesleben nutzen lassen“ (Kast 2006: 22).

Die interdiskursive Vernetzung des Wissens erfolgt dabei vor allem auf symbolische Art und Weise und die in den Sozialwissenschaften noch verhältnismäßig junge Metaphernanalyse (vgl. Schmitt 1997, Kruse/Biesel/Schmieder 2011) bietet eine fundierte Methodik zum Verständnis. Die Analyse zeigt, dass Metaphern keineswegs rhetorisches Schmuckwerk, sondern unvermeidlich Bestandteil jedes Redens über die Liebe sind. In der Philosophie gibt es eine traditionsreiche Auseinandersetzung mit der Metaphorik (vgl. Haverkamp 1996), die Basis einer soziologischen Metaphernanalyse stellt jedoch meist die kognitive Linguistik dar. Nach ihren Begründern George Lakoff und Mark Johnson (2008 [1980]) kommt Metaphern eine fundamentale, wirklichkeitskonstituierende Eigenschaft zu: Das gesamte menschliche Denken ist metaphorisch strukturiert, neue Sachverhalte erschließen sich erst in Analogie zu bereits bekannten Sachverhalten. Ein alltägliches Beispiel dafür ist die Metaphorisierung des Körpers als Maschine, mit dem Herz als *Pumpe*, den Nieren als *Filter* und dem Gehirn als *Zentralcomputer*. Freilich muss eine derart aus-

ufernde Definition im Forschungsprozess relativiert werden, sonst gäbe es keinen nicht-metaphorischen Bereich der Sprache, und der Begriff wäre obsolet (vgl. auch Schmitt 2004). Dennoch erschließen sich mit dieser Forschungsperspektive die sprachliche Eigenlogik und damit konkrete Mechanismen der symbolischen Diskursvernetzung.

Im empirischen Teil der Arbeit werden die Verknüpfungen zwischen dem Liebesdiskurs und den wissenschaftlichen Spezialdiskursen der Hirnforschung untersucht. Die zunehmende Wissensspezialisierung führt nicht nur in der öffentlichen Kommunikation der Forschungsergebnisse zu Verständigungsproblem zwischen Expert_innen und Lai_innen, auch innerhalb des Wissenschaftssystems herrscht babylonische Sprachverwirrung, wie Vogd (2010: 243) für die interdisziplinäre Hirnforschung konstatiert. Wie alle Wissensbestände sind auch die Neurowissenschaften auf symbolische Vermittlungsprozesse und „eine entsprechende theoretische Figur [angewiesen], um die Disziplin als Ganzes zu integrieren“ (ebd.: 159). Die Neurowissenschaften bieten eine beeindruckende Menge an einzelnen Forschungsergebnissen für den populärwissenschaftlichen Interdiskurs, das Problem besteht jedoch in der Synthetisierung dieser Versatzstücke mit bereits etablierten Wissensbeständen zu einer allgemein verständlichen Erzählung.

2.3 Der populärwissenschaftliche Interdiskurs zur Liebe

Das untersuchte Material, darunter ein Sachbuch (Kast 2006) und zwei thematische Sammelhefte populärwissenschaftlicher Zeitungen (G&G 2009, PH 2006), weist einige sprachliche und argumentative Besonderheiten auf. Seine Plausibilität ergibt sich nicht allein aus der (vorgeblichen) Wissenschaftlichkeit der Quellen, sondern basiert auf Vereinfachungen, Übertreibungen und systematischer Dekontextualisierung von Studienergebnissen. So wird suggeriert, dass sich Auffälligkeiten in Experimenten eins zu eins von der künstlichen Laborsituation auf die Realität übertragen lassen, was nicht möglich ist und von Forschern und Forscherinnen sicher auch nicht intendiert ist. Weiterhin nutzen Wissenschaftsjournalist_innen und andere Mediator_innen häufig eine sehr deterministische Sprache, in der sich eindeutige Kausalzusammenhänge formulieren lassen, während in der Wissenschaft eher probabilistisch formuliert wird. (Vgl. Schmitz/Schmieder 2006)

In der empirischen Analyse des Materials zeigte sich diese Tendenz beispielsweise in einer Neigung zur Dichotomie: Auf allen Untersuchungsdimensionen (Liebe, Beziehungsführung, Sexualität und Geschlecht) wurden Zweiteilungen vorgenommen. Zunächst wäre die Kons-

truktion eines Zwei-Phasen-Modells der Liebe zu nennen, an die sich die Zuschreibung von Expertisen knüpft. Auf eine anfängliche und temporäre Phase der leidenschaftlichen Verliebtheit, mit der sich vor allem Bio- und Neurowissenschaftler_innen beschäftigen, folgt die dauerhafte Liebe, die mit ‚*Beziehungsarbeit*‘ einhergeht und darum vor allem die Psychologie auf den Plan ruft. Diese widersprüchliche Konzeption beherbergt beide vorgestellte Liebessemantiken, wobei Aspekte der romantischen Liebe tendenziell abgewertet werden. Romantische Verschmelzungsfantasien werden als FeindInnen einer dauerhaften Liebe entlarvt, müsse doch stets eine Balance zwischen Einzel- und Paarinteressen – eine weitere bipolare Konstruktion – gewahrt bleiben. Die Vorstellung einer blinden, absoluten Hingabe steht der Konzeption eines rational handelnden, sich selbst und die Beziehung optimierenden Individuums entgegen, auf die ein partnerschaftliches Liebesmodell angewiesen ist: „Partnerschaft ist durch und durch auf Reziprozität und Gegenseitigkeit ausgerichtet“ (Koppetsch 1998: 112). So zeigen sich die normierenden Effekte des Diskurses, indem kollektive Semantiken bis in die private Lebensführung einwirken. Auch die Unterscheidung von Intimität und Sexualität in den Texten entspricht dem zweipoligen Muster. Zwar stellt Sex ein biochemisch hochwirksames Bindemittel dar (vgl. Kast 2006: 97), im Laufe

einer langjährigen Beziehung werden aber andere, eher kommunikative Mechanismen zur Förderung der Intimität wichtig. Wird auf diese nicht zurückgegriffen und leidet die persönliche Zufriedenheit unter solch einer ‚schlechten‘ Beziehung, sind Trennung und die Suche nach neuem Liebesglück legitim. Diese soziale Norm der seriellen Monogamie wird schließlich evolutionstheoretisch begründet und naturalisiert; die romantische Vorstellung der einen, großen Liebe weicht dem Modell mehrerer biographischer Episoden der Verliebtheit im Leben.

Eine letzte Dichotomie lässt sich bezüglich des Geschlechts feststellen und drückt sich in einer konsequenten Unterscheidung zwischen Mann und Frau sowie männlich und weiblich konnotierten Aspekten der Liebesbeziehung aus. Der Rückgriff auf die Hirnforschung mit Vorstellungen von geschlechtertypischen Gehirnen und Neurotransmitterhaushalten legitimiert diese Sichtweise dabei ebenso wie der evolutionstheoretische Fortpflanzungsgedanke, so dass angesichts der biologischen Fundierung des Geschlechterdualismus von einer ‚Geschlechterdifferenzforschung‘ (Schmitz 2006: 224) oder von ‚Neurosexismus‘ (vgl. Fine 2010) gesprochen werden kann. Anhand dieser kurzen Zusammenfassung wurde bereits deutlich, dass neurowissenschaftliche Argumente bezüglich der Liebe

nicht für sich selbst sprechen und auf übergreifende Integrationsfiguren angewiesen sind. Nach Werner Vogd (2010) gibt es drei Angebote zur theoretischen Integration von Hirnwissen: die Psychoanalyse, die Evolutionstheorie und die Systemtheorie. In ihrer populärwissenschaftlichen Trivialisierungsform „geben [sie] der unübersichtlichen Hirnforschung eine Erzählstruktur“, mit der sich soziale Phänomene scheinbar ‚erklären‘ lassen (ebd.: 272). Die zentrale Rolle des Evolutionsgedankens wurde bereits ersichtlich und auch systemtheoretische Gedanken ließen sich ausfindig machen. In der Analyse stellte sich allerdings eine andere Theorie als zentral heraus, die sich in Anschluss an die Psychoanalyse entwickelte: die Bindungstheorie. Die primäre Bindung zwischen Mutter und Kind prägt demnach das Bindungs- und Nähebedürfnis und damit auch den Liebesstil der Erwachsenen. Das Neurohormon Oxytocin, das vor allem in Momenten körperlicher Nähe ausgeschüttet wird, ist das biologische Korrelat dieses tiefenpsychologischen Mechanismus und somit Grundlage für eine Neurochemie der Liebe. Die Formulierung „ausschütten“ ist zugleich ein Stichwort für die Mechanismen der metaphorisch-symbolischen Integration von Hirnwissen im populärwissenschaftlichen Interdiskurs zur Liebe.

2.4 Metaphorische Vernetzungen und symbolische Integration von Wissen im Interdiskurs

Im Material wird die Liebe, wie Gefühle und Emotionen insgesamt, häufig als Flüssigkeit metaphorisiert: Zorn und Ärger können in jemandem *hochsteigen*, bis man schließlich *vor Wut kocht*, ängstliche Menschen versinken in ihrer Furcht und „gewöhnliche Eigenschaften fangen, in Liebe getaucht, vor unserem Geist an zu glänzen“ (Kast 2006: 77). Auf diese Weise erfolgt eine Substanzialisierung der Liebe als wasserförmiger Stoff, sie wird aus ihrem komplexen, interaktiven Entstehungskontext herausgelöst und ist so den messenden, experimentellen Neurowissenschaften zugänglich. Diese Analogie funktioniert, weil parallel dazu auch neurobiologische Prozesse als Flüssigkeiten beschrieben und in Verbindung zur Behältnis- bzw. „Containermetapher“ (vgl. Goschler 2010: 162ff.) gebracht werden. Das Gehirn erscheint als ein abgeschlossenes Behältnis, in dem die Hormon- und Neurotransmitter-Flüssigkeiten als ein „*Liebescocktail*“ (Kast 2006: 15) zirkulieren: Oxytocin wird *ausgeschüttet* (ebd.: 95), Gehirne werden von Dopamin *überflutet* (ebd.: 99) oder der Serotoninspiegel *sinkt* auf ein niedriges Niveau (ebd.: 15). Da jeder Neurotransmitter eine relativ eindeutige Funktion zugewiesen bekommt – das Bindungshormon Oxytocin, das Lustmolekül Dopamin, das Libi-

dohormon Testosteron, Serotonin als Glücksbote usw. – wirkt sich die jeweilige Konzentration des Stoffes bzw. dessen *Pegelstand* auf bestimmte Denk- und Handlungsmuster aus. Mit dieser Dekontextualisierung und simplen Funktionalisierung wird die Komplexität der neuronalen Mechanismen missachtet. Das Liebesglück erscheint als eine Frage des chemischen Gleichgewichts, der Liebesdiskurs wird metaphorisch mit der Hirnforschung verwoben.

Die Flüssigkeitsmetaphorik ist gleichzeitig anschlussfähig an die philosophiegeschichtlich traditionsreiche Metapher des Meeres (vgl. Makropoulos 2011), in die sich das Bild der Ehe bzw. Liebesbeziehung als Seereise einfügt. Darin erscheint die Liebe als ein unergründlicher Ozean, auf dem die *Beziehungsschiffe* treiben und von der *Besatzung* gesteuert werden müssen. Die Liebesbeziehung erscheint als ein gemeinsames Wagnis und permanenter Prozess des Reisens, psychologische und therapeutische Ratschläge erscheinen in diesem Zusammenhang als Bergungsmaßnahmen havarierender Beziehungen. Um in der Ehe keinen „*Schiffbruch*“ zu erleiden (vgl. Kast 2006: 20) und dem Streit den „*Wind aus den Segeln zu nehmen*“ (ebd.: 140), knüpfen an dieser Stelle Metaphern der Beziehungsarbeit und -pflege an, denn ein Schiff ist auf ständige Wartungsarbeiten angewiesen.

Die Gestaltung einer langfristigen Liebesbeziehung geht also mit mühevoller Arbeit und Lernprozessen einher, deren Anleitungen dem psychologisch-therapeutischen Diskurs entnommen und mit ökonomischer Metaphorik umschrieben werden. Ein dominantes Sprachbild ist das des *Gefühls- und Beziehungskontos*, auf das *Beiträge* in Form von Zärtlichkeit o.ä. eingezahlt, ein *Beziehungskapital* angespart und *Gefühlsgeld* bei Bedarf ausgezahlt werden kann (vgl. ebd.: 176). Eine kontinuierliche *Investition* in ein sicheres *Liebesvermögen* bewahrt vor dem *Beziehungsbankrott* und den Zwang, wieder als Single „auf dem Markt zu sein“ (ebd.: 105). Auch hier werden Liebe und Gefühle substanzialisiert und als Modell des sozialen Austauschs konzipiert. Der oder die Liebende wird im Sinne eines *homo oeconomicus* nach dem Kosten-Nutzen-Kalkül handelnd beschrieben; im Hintergrund steht der kapitalistische Gedanke der Rentabilität und Profitmaximierung. Dieser „Konsum der Romantik“ wurde von Eva Illouz (2003) eingehend untersucht; an dieser Stelle genügt der Verweis auf die metaphorische Verknüpfung der psychologisch-therapeutischen Diskurse mit dem Liebesdiskurs.

Wie die beiden Beispiele zeigen, müssen metaphorische Konzepte nicht über den gesamten Text hinweg miteinander kompatibel sein; sie schließen sich häufiger sogar gegenseitig aus. Exempla-

risch sei hier auf das Oszillieren zwischen organischer und mechanischer Metaphorik bei der Beschreibung des Gehirns verwiesen. Einerseits wird es mit der Rede von einer „*Hirnrinde*“ (vgl. G&G 2009: 19) oder von im „Gehirn *wurzelnden* Prozessen“ (ebd.: 45) mit Pflanzen in Verbindung gebracht, andererseits dominiert die Metapher des Gehirns als Maschine oder Computer, der „*heruntergefahren wird*“ (ebd.: 58), „*auf Hochtouren laufen*“ kann (ebd.: 52) und in dem „*Signale weitergeleitet*“ werden (ebd.: 63). In diesen inkongruenten Metaphern drückt sich eine Ambivalenz aus, die selbst konstitutiver Bestandteil des metaphorisierten Gegenstands ist und sich durch die metaphorische Vernetzung verschiedener gesellschaftlicher Diskurse ergibt. So hat nicht erst die Debatte um die Willensfreiheit die Frage nach dem „Akteur Gehirn“ (vgl. Reichertz/Zaboura 2006) aufgeworfen. Die Geschichte der Hirnforschung ist schon von Beginn an eine Geschichte der Metaphern ihres Gegenstandes (vgl. Hagner 1999). „Es ist weniger die Hirnforschung, die die Gesellschaft nach ihrem Bilde formt – vielmehr ist die Hirnforschung die Wissenschaft dieser (neoliberalen, neosozialen) Gesellschaft, die zunehmend auf die Selbststeuerungskompetenz ihrer Mitglieder setzt.“ (Maasen 2006: 299)

3. Fazit

Die Untersuchung hat gezeigt, dass die Liebe – als diskursives Phänomen verstanden – nicht nur einem übergreifenden, historisch-semantischen Wandlungsprozess unterliegt, sondern dass sie auch Gegenstand zahlreicher gegenwärtiger Aushandlungen ist. Das aktuelle Liebesverständnis speist sich aus verschiedenen traditionellen Konzepten, wird aber in Hinblick auf veränderte Wissensbestände einer Gesellschaft aktualisiert und neu arrangiert. Exemplarisch wurde hier der Einfluss der Neurowissenschaften in einem Ausschnitt des populärwissenschaftlichen Interdiskurses und seiner medialen Präsentation untersucht. Die Analyse bekräftigte den Entwurf einer partiellen und vor allem symbolischen Integration diskursiven Spezialwissens, wie es in Links (2006) Interdiskurs-Konzept angedacht ist. Die Hirnforschung stellt selbst keinen umfassenden Erklärungsansatz für die Liebe dar und ist deshalb auf bereits etablierte Ansätze wie die Evolutions- oder die Bindungstheorie angewiesen, die der „unübersichtlichen Hirnforschung eine Erzählstruktur“ (Vogd 2010: 272) geben. Der Einbezug der Metaphernanalyse als ergänzendes Instrument im Werkzeugkasten der Diskursanalyse (vgl. Keller 2006: 97) ist dahingehend lohnend, als dass sie einen Blick auf die symbolischen Mechanismen der Integration von Diskursen erlaubt und gleichzeitig die Ei-

genlogik der Sprache ernst nimmt. Die jeweils vorherrschenden Sprachbilder von Liebe und Gehirn in der medialen Auseinandersetzung geben somit auch Aufschluss über das darunter liegende Welt- und Menschenbild einer Diskursgemeinschaft.

Für weiterführende Arbeiten kann die Medialität des Diskursiven verstärkt Berücksichtigung finden, indem die Ansätze einer visuellen (Wissens-)Soziologie integriert werden. Denn zur Klärung der Frage nach der symbolischen Wirkungskraft der Hirnforschung im Interdiskurs haben die bildgebenden Verfahren der Hirnforschung einen maßgeblichen Anteil. Außerdem wäre zu klären, welche Rolle andere Medienprodukte, wie Film und Fernsehen, im gegenwärtigen Liebesdiskurs spielen.

4. Untersuchungsmaterial

G&G (2009): Liebe, Sex und Partnerschaft. Gehirn & Geist Dossier Nr. 2/2009.

Kast, Bas (2006 [2004]): Die Liebe und wie sich Leidenschaft erklärt. Frankfurt am Main: Fischer.

PH (2006): Liebesleben. Paare – Probleme – Lösungen. Psychologie Heute Compact, Nr. 15.

Literaturverzeichnis

- Braun**, Christina von/Stephan, Inge (Hrsg.) (2009): GenderWissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien. Köln: Böhlau.
- Burkart**, Günter (1998): Auf dem Weg zu einer Soziologie der Liebe. In: ders./Hahn, Kornelia (Hrsg.): Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts. Opladen: Leske + Budrich, S. 15-49.
- Fine**, Cordelia (2010): Delusions of gender. The real science behind sex differences. London: Icon.
- Foucault**, Michel (2007 [1971]): Die Ordnung des Diskurses. Frankfurt am Main: Fischer.
- Giddens**, Anthony (1993): Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main: Fischer.
- Goschler**, Juliana (2008): Metaphern für das Gehirn. Berlin: Frank & Timme.
- Hagner**, Michael (1999): Moderne Gehirne. In: ders. (Hrsg.): Ecce cortex. Beiträge zur Geschichte des modernen Gehirns. Göttingen: Wallstein, S. 7-25.
- Haverkamp**, Anselm (Hrsg.) (1996): Theorie der Metapher. Studienbuch. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Illouz**, Eva (2003): Der Konsum der Romantik. Frankfurt am Main: Campus.
- Keller**, Reiner (2006): Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen. Wiesbaden: VS.
- Keller**, Reiner (2008): Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms, Wiesbaden: VS.
- Klinkert**, Carola (2012): Neuro-Romantik? Der Liebesdiskurs unter Einfluss der Hirnforschung. Unveröffentlichte Diplomarbeit an der Technischen Universität Dresden.
- Knoblauch**, Hubert (2005): Wissenssoziologie. Konstanz: UVK.
- Koppetsch**, Cornelia (1998): Liebe und Partnerschaft: Gerechtigkeit in modernen Paarbeziehungen. In: Burkart, Günter/Hahn, Kornelia (Hrsg.): Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts. Opladen: Leske + Budrich, S. 111-129.
- Kruse**, Jan/**Biesel**, Kay/**Schmieder**, Christian (2011): Metaphernanalyse. Ein rekonstruktiver Ansatz. Wiesbaden: VS.
- Lakoff**, George/**Johnson**, Mark (2008 [1980]): Leben in Metaphern. Konstruk-

tion und Gebrauch von Sprachbildern. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.

Lenz, Karl (2005): Romantische Liebe – Fortdauer oder Niedergang? In: Tanner, Klaus (Hrsg.): „Liebe“ im Wandel der Zeiten. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, S. 237-259.

Lenz, Karl (2006): Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung. Wiesbaden: VS.

Link, Jürgen/**Link-Heer**, Ursula (1990): Diskurs/Interdiskurs und Literaturanalyse. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik, Jg. 20, Nr. 77, S. 88-99.

Link, Jürgen (2006): Diskursanalyse unter besonderer Berücksichtigung von Interdiskurs und Kollektivsymbolik. In: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hrsg.): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1: Theorien und Methoden. Wiesbaden: VS, S. 407-430.

Luhmann, Niklas (2010 [1982]): Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Maasen, Sabine (2006): Himforscher als Neurosoziologen? Eine Debatte zum freien Willen im Feuilleton. In: Rei-

chertz, Jo/Zaboura, Nadia (Hrsg.): Akteur Gehirn – oder das vermeintliche Ende des handelnden Subjekts. Eine Kontroverse. Wiesbaden: VS, S. 287-304.

Mahlmann, Regina (1991): Psychologisierung des Alltagsbewusstseins. Die Verwissenschaftlichung des Diskurses über Ehe. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Makropoulos, Michael (2011): Meer. In: Konersmann, Rald (Hrsg.): Wörterbuch der philosophischen Metaphern. Darmstadt: Wiss. Buchges., S. 240-252.

Reichertz, Jo/**Zaboura**, Nadia (Hrsg.) (2006): Akteur Gehirn – oder das vermeintliche Ende des handelnden Subjekts. Eine Kontroverse. Wiesbaden: VS.

Reinhardt-Becker, Elke (2005): Seelenbund oder Partnerschaft? Liebesemanationen in der Literatur der Romantik und der Neuen Sachlichkeit. Frankfurt am Main: Campus.

Schmitt, Rudolf (1997): Metaphernanalyse als sozialwissenschaftliche Methode. Mit einigen Bemerkungen zur theoretischen „Fundierung“ psychosozialen Handelns. In: Psychologie & Gesellschaftskritik, Jg. 21, Nr. 1, S. 57-86.

Schmitt, Rudolf (2004): Diskussion ist Krieg, Liebe ist eine Reise, und die qualitative Forschung braucht eine Brille. Re-

view-Essay zu: Lakoff, George/Johnson Mark (2003): *Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern* (3. Auflage). In: *Forum Qualitative Sozialforschung (FQS)*, Jg. 5, Nr. 2, Art. 19.

Schmitz, Sigrid (2006): *Frauen und Männergehirne. Mythos oder Wirklichkeit?* In: Ebeling, Kirsten Smilla/dies.(Hrsg.): *Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel*. Wiesbaden: VS, S. 211-234.

Schmitz, Sigrid/**Schmieder**, Christian (2006): *Popularisierungen. Zwischen Naturwissenschaften, Medien und Gesellschaft*. In: Ebeling, Kirsten Smilla/Schmitz, Sigrid (Hrsg.): *Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel*. Wiesbaden: VS, S. 363-378.

Scholz, Sylka (2011): *Wissenssoziologische Diskursanalyse von Ehe-, Beziehungs- und Erziehungsratgebern*. Arbeitspapier. Dresden: Sonderforschungsbereich 804, Teilprojekt O.

Strauss, Anselm/**Corbin**, Juliet (2010 [1996]): *Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz Psychologie Verlags-Union.

Vogd, Werner (2010): *Gehirn und Gesellschaft*. Weilerswist: Velbrück.

Zur Autorin

Carola Klinkert schloss im Februar 2012 ihr Soziologiestudium an der TU Dresden mit einer kultursoziologischen Vertiefung und dem Nebenfach Psychologie ab. Die Diplomarbeit ist Grundlage dieses Aufsatzes und zeugt vom Interesse an der Wissenssoziologie, diskursanalytischen Ansätzen sowie Methoden der qualitativen Sozialforschung. Seit 2008 war sie als Tutorin am Institut für Soziologie tätig, im Zeitraum von 2009 bis 2012 arbeitete sie als studentische Hilfskraft im Teilprojekt O „Transzendenz und Gemeinsinn in privaten Lebensformen“ des Dresdner Sonderforschungsbereichs 804.